

POSTFORDISMUS IN LINKSAKADEMISCHER SICHT

RAINER HABERMEIER

Als das Versagen des orthodoxen Marxismus nach dem Ersten Weltkrieg, in den Zwanziger und Dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, offensichtlich wurde, versuchten allerlei Anläufe, diesseits des Revisionismus einen als echt Marxistisch oder als wahr und entwicklungsfähig erklärten Kerngehalt mit Erweiterungen, Rückbesinnungen und Zusätzen zu bewahren oder zu erneuern. Im Mittelpunkt stand dabei das intrikate Basis-Überbau-Axiom. Der prominenteste Versuch, an dem sich viele andere orientierten, war die Kritische Theorie der ersten Frankfurter Schule, die man neuerdings klassisch zu nennen beginnt. Sie adaptierte Elemente sowohl der weberianischen Makrosoziologie als auch der psychoanalytischen Sozialpsychologie und besann sich darauf, was von der idealistischen Idee der Dialektik historisch-materialistisch zu gebrauchen wäre (ungefähr gleichzeitig dachte A.Gramsci im Kerker des faschistischen Italiens über die sozialkulturellen Strukturen nach, welche die Herrschaft der Bourgeoisie stützen).

Während die Frankfurter seit dem Zweiten Weltkrieg sich resigniert mehr und mehr in die schattigen Labyrinth einer esoterischen Kulturtheorie zurückzogen, entstanden wiederum allerlei Anläufe, welche die erste grosse Krise des metropolitanen Nachkriegskapitalismus in den Sechziger Jahren beim Schopfe fassen wollten. Der Neomarxismus oder auch Westliche Marxismus setzte sich natürlich vom östlichen Staats-Diamat ab und grupperte sich vor allem um den französischen Strukturalismus und die sich als jüngere verstehende Frankfurter Schule unter J.Habermas. Wieder wurde der Marxismus auf verschiedensten Wegen mit Resultaten universitärer Philosophien und Sozialwissenschaften erneuert. In Britannien versuchten P.Anderson und seine NLR-Gruppe das, was sie als illegitime Theorievorherrschaft Kontinentaleuropas in Sachen Marxismus missbilligten, durch eine angloamerikanische, von den hegemonialen Verhältnissen im realen Kapitalismus gerechtfertigte, zu ersetzen. Dies ist ihnen gewiss in Britannien und den USA gelungen, aber hat den Marxismus als politische Theorie im Wesentlichen nicht vorangebracht.

Seit ca. 1976 entwickelten schliesslich M.Aglietta, A.Lipietz, J.Mazier u.a. die Regulationstheorie der Pariser Schule, der in Britannien vor allem B.Jessop, in Deutschland J.Hirsch und A.Demirovic gefolgt sind. Sie differenziert im Prinzipiellen die zwar unentbehrliche, aber ungenügende Kategorie der Produktionsweise in verschiedene zeitalter- oder regionsspezifische Akkumulationsweisen des Kapitalismus: hauptsächlich in den extensiv-kompetitiven Kapitalismus, den darauf folgenden Fordismus und Postfordismus. Zu jeder Akkumulationsweise gehört eine Regulationsweise (weil hierbei auch politische Normierungen beteiligt sind, ist die Rede auch von Akkumulationsregime), d.i. ein Ensemble der Kapital-Arbeits-Beziehungen, der Wirtschaftspolitik und übrigen politischen Strukturen, der Lebensweise der Lohnabhängigen, der Ideologie und des Sozialcharakters. In einer Art historischen Wiedergutmachung knüpft dieser Ansatz an Gramscis Grundbegriff der hegemonialen Struktur eines herrschenden Blocks an; des weiteren nimmt er N.Poulantzas'

Theorie der relativen Selbständigkeit des kapitalistischen Staatsapparates auf, die, ohne es zu explizieren, über das orthodoxe Theorem vom Staat als Gesamtkapitalisten einen Schritt hinaus hin zu M.Webers modernistischer Staatsauffassung tut. Ersichtlich wird auch hier der fatale Ökonomismus des alten Histomat fallen gelassen und der “Überbau” in gebührende Betrachtung gezogen. Was die ältere Frankfurter Schule mehr philosophisch und sozialpsychologisch vollzogen hat, geht hier politknäher vonstatten, allerdings leider ohne Philosophie und Sozialpsychologie. Dies schliesst aber eine Perspektive der beiderseitigen Ergänzung der Ansätze nicht aus, sondern legt sie eher nahe, wenn nur die gegenseitigen Vorbehalte und Vorurteile endlich beiseite geworfen würden.

So hat M.Aglietta aufgezeigt, dass Marx’ idealtypisierende Evolutionstheorie des Kapitalismus unabsichtlich gewisse, zumeist der speziell britischen Lage entlehene Präsuppositionen macht. Was dagegen bei F.Braudel in historischer Konkretion aufscheint, muss in eine allgemein-theoretische Form geläutert werden, nämlich dass die verschiedenen Zusammenwirkungen der kapitalistischen Produktionsweise, der Staats- und Politikstrukturen, der Kultur und des Privatlebens verschiedene Gestalten des Kapitalismus hervorbringen. Um eine wichtige, seit den Siebziger Jahren öfter hervorgehobene Tatsache zu erwähnen: die Reproduktionskosten der Arbeitskraft, dieser fundamentale Faktor bei der altmarxistischen Bestimmung des Warenwertes, sind grossenteils sozialkulturell bedingt, mithin geschichtlich variant. Denn auch der ausgebeutete Proletarier ist kein animaler Organismus; dessen Lernfähigkeit ist artspezifisch begrenzt und bleibt im Rahmen seiner angeborenen Instinktschemate. Die Menschen hingegen reproduzieren sich in sozialkulturellen Medien, die vom Mutterleib an ihre Triebe tiefgreifend durchformen und leiten. Nicht nur das materielle Lebensminimum variiert also in der Geschichte, sondern ebenso die sexuellen, aggressiven und narzisstischen Triebwünsche. Sie alle wirken aber bei der Konstituierung der Lebensbedürfnisse zusammen. Um diese zu analysieren, müssten also die jeweiligen (und oft sich schnell ändernden) Beziehungen der Wirtschaft, Politik und Kultur sowie des Privatlebens mit den schichtmässigen Psychostrukturen untersucht werden — dies ist eine so umfangreiche und viele Spezialfächer umfassende Aufgabe, dass heutzutage kein einzelner Forscher, und sei er noch so universalgenial, sie zu erfüllen vermag. Prinzipiell ist dazu als organisatorischer Rahmen das konkurrenz-individualistische System der etablierten Akademia (Hochschulen und diesen gleichwertigen Forschungsanstalten) nicht mehr fähig. Sie hängt zwar die non-liberalen Ideologien der scientific community, des egalitären Diskurses usw. ins Schaufenster, aber in der Realität herrscht meistens die Konkurrenz der individuellen Wissenschaftler um Posten und Prestige. Mittlerweile hat von den USA ausgehend die Ära des Neoliberalismus auch die europäische und asiatische Akademia erreicht, jede Universität muss schamlos Eigenreklame (“center of excellence”, “Spitzenforschung”) machen, die non-liberalen Ideologien sind auf dem Rückzug.

Der früher eher orthodox-marxistische, seit den Neunzigern toleranter und integrativer gewordene Berliner Argument-Verlag hat in seiner Reihe ‘Schriften zur Kritischen Theorie’ eine Sammlung ins Deutsche übersetzter Aufsätze des oben erwähnten **B.Jessop** von **B.Röttger** und **V. Rego Diaz** herausgeben lassen: **Kapitalismus, Regulation, Staat. Ausgewählte Schriften.** 301 S., EUR 19, 50 (ISBN 978-388619-332-5). Die Herausgeber zitieren lobend Jessops Selbstbeschreibung: “I attempt to be a theoretical jack-of-all-trades in the social sciences.” Das gleicht freilich der Selbstironie eines jener dilettierenden Geisteswissenschaftler, die damit ihre galoppierenden Visionen gegen die zu Recht erwartete Kritik schützen wollen; der fehlende

Zusammenhang der Spezialforschungen und seine Vermittlung mit der politischen Praxis werden durch konfuses Überfliegen mit gelegentlicher Selbstironie ersetzt.

Jessop hat viel veröffentlicht, von dem ihn bekannt machenden Überblick 'The Capitalist State. Marxist theories and methods' (1982) bis zu dem eine breite Debatte anregenden 'The Future of the Capitalist State' (2002). In Rücksicht auf N.Poulantzas und die Pariser Regulationisten gab er fünf Bände über 'Regulation Theory and the Crisis of Capitalism' 2001 heraus. Er ist also ein geschäftiger und wohletablierter Prominenter der Universitätslinken. Die Herausgeber Röttger und Diaz führen ihn im Stil des bürgerlichen Akademismus als ehrfurchterregenden Grossdenker oder linken Guru ein, der "Meilensteine" setze, und erfreuen den Leser mit dem Abdruck seiner Homepage, auf der er die "Entwicklung meiner wissenschaftlichen Interessen und meiner Forschungsrichtungen" (S.10) von 1965 bis 2005 in einem üppigen Flussdiagramm darbietet. Diese detaillierte Eigenreklame ("reichhaltiges Repertoire" — was heutzutage eigentlich ein gewisses Misstrauen erregen sollte) erstreckt sich von "Ökonomie" über "Macht" und "Diskurs" bis "Schumpeterscher Leistungsstaat". Der Autor leidet offensichtlich nicht an Bescheidenheit. Unglücklicherweise gibt es doch noch etliche Sozialwissenschaften, deren Beiträge zur kritischen Gesellschafts- und Kulturtheorie unabdingbar sind, die aber der Autor nicht berührt, geschweige denn überblickt — was kein Wunder ist, die Ära des Universalgelehrten ist, wie gesagt, schon lange vorbei. Insgesamt befehligen sich die Herausgeber einer befremdlichen Anpreisung ihres Autors, die stellenweise die unfreiwillige Komik streift.

Die hier vorgestellten Aufsätze sind leider bis auf ein, zwei Ausnahmen nicht von hoher Qualität. Sie reichen von einer kurzen Einführung in Marx' Werk, die, anscheinend für Studienanfänger, referiert, was Jessop für das Wichtigste hält, ohne sich um den Stand (1998) der Marx-Forschung zu kümmern, und den Leser verzweifelt überlegen lässt, was sie in dieser Sammlung bezwecken soll, bis zu dem bekannten über 'Regulation und Politik' von 1992 und einem einigermaßen interessanten, 2001 in der Zeitschrift 'Das Argument' veröffentlichten Aufsatz über die nachfordistische Zukunft. Im Ganzen spielen Überflüssiges und Mittelmässiges leider den weitaus grösseren Part; besonders die Aufsätze über Marx und Poulantzas sind meistens schlicht langweilig, dem Gehalt nach Material für einschläfernde Proseminare. Es ist auch zu fragen, was heute noch an Poulantzas, im Unterschied zu Marx, theoretisch so sehr interessieren soll. Das Buch umfasst ca. 300 eng bedruckte Seiten und stiehlt dem Leser dadurch allerhand Zeit. Die Herausgeber hätten gut getan, Anderes auszuwählen, warum z.B. nicht gute Kapitel aus Jessops Büchern? Den biedereren Lexikon-Artikel über Etatismus (S.38-53) oder lächerlich Dilettantisches wie den "Exkurs: Ontologie" (S.113) hätten sie uns ersparen können (die Ontologie oder, was er dafür hält, drückt der Autor auch anderswo gerne ans Herz, s. S.255f).

Viele Passagen sind so hilflos, stümperhaft und verworren — und werden von der Übersetzung wahrlich nicht besser gemacht —, dass ihr Sinn beliebig oder als Schaumschlägerei aus beliebig gewählten Termini erscheint. Was soll man mit dem folgenden Text anfangen:

"Aufbauend auf dem Regulationsansatz habe ich versucht zu zeigen, dass die realen konstituierenden Elemente eine doppelte Tendenz aufweisen: nicht nur setzen sie Tendenzen und Gegentendenzen in Gang, sie sind selbst nur als Tendenz existent. Dies ist eine alternative Sichtweise der Auffassung von Roy Bhaskar, dass während die

ursprünglich zugrundeliegenden Elemente in den Naturwissenschaften unabhängig von ihrer Realisation existieren, sie in den Sozialwissenschaften nicht unabhängig von ihrer Reproduktion in und durch gesellschaftliche Handlungen vorkommen können und im Vergleich zur natürlich-physikalischen Welten [sic!] nur kurzlebig und kontingent sind. Das Konzept der raum-zeitlichen Fixierung ist an dieser Stelle hilfreich, da es die spezifischen gesellschaftlichen Kontexte kennzeichnet, innerhalb derer [sic!] diese spezifischen Elemente, Tendenzen und Gegenteilstendenzen tendenziell reproduziert und reguliert werden.” (S.253f)

Sollte sich in dieser Wolke von Nonsense noch ein Krümel Sinn verbergen, so ist dem Autor gelungen, ihn geschickt zu verstecken. Die meisten Aufsätze der Sammlung bestehen grossenteils aus derartigem Gewölke. Angesichts solcher Texte sehnt man sich nach dem Stil der marxistischen Klassiker zurück. Auch viele ihrer Nachfolger schrieben übrigens klar und tief, also stilistisch viel fortgeschrittener als unser neuester Meilensteinsetzer.

Als sein ganz Eigenes stellt Jessop einen “strategisch-relationalen Ansatz” zur Periodisierung der Geschichte, insbesondere des Kapitalismus, vor, die ja ein Kernthema der Regulationisten ist. Der Ansatz “beinhaltet sowohl die Untersuchung relativ invarianter Strukturen in Bezug auf ihre strukturierte [sic!] strategische [sic!] Selektionen als auch strategische Kalkulation der Akteure. Sofern sich die reflexiv reorganisierten strukturellen Konfigurationen und die rekursiv ausgewählten Akteursstrategien *gemeinsam entwickeln*, um eine relativ invariante Ordnung hervorzubringen, können wir diese als strukturell kohärent beschreiben. Diese koproduzierte (und immer tendenzielle) strukturelle Kohärenz schliesst eine strukturell eingeschriebene strategische Selektivität ein, die in unterschiedlicher Weise Handlungen (und Bestrebungen zu ihrer Veränderung) belohnt, die mit der rekursiven Reproduktion der fraglichen Strukturen kompatibel sind.” (S.257)

Klar? Eher scheint, dass hier einer Triviale mit Überabstraktheit und entsprechend aufgeblasener Kompliziertheit darstellen will, um naive Gemüter intellektuell zu beeindrucken. Immerhin kocht er danach seine pretiose Komplexität doch zu einem verständlichen Eintopf zusammen: “Alles in allem kann man den Kern strategisch-relationaler Periodisierung in der Aufmerksamkeit für die strategischen Möglichkeiten sehen, die jede Epoche verschiedenen Akteuren, Identitäten, Interessen, Koalitionen, Handlungshorizonten, Strategien und Taktiken bietet.” (Was sind freilich “die strategischen Möglichkeiten”, “die jede Epoche verschiedenen [...] Strategien und Taktiken bietet”?)

Damit geht er von Marx’ Widerspruch zwischen dem Gebrauchs- und Tauschwert aus, der sich mit den Krisen des Kapitalismus fortsetzt und ebenfalls die Labilität im Verhältnis des Kapitalismus zu seinen notwendigen nichtkapitalistischen Bedingungen und Umfeldern hervorbringt, die sich ja nicht alle seiner Expansion in die Arme werfen, sondern ihr auch widerstehen. In Hinsicht auf die “ungleichmässige[n] Wellen der Kommodifizierung, Dekommodifizierung und Rekommodifizierung” soll der Primat eines der Widersprüche bestimmt und der Kapitalismus demgemäss periodisiert werden. Die Perioden werden “Akkumulationsregimes” genannt. Um sie als “Achsen” sind die “Regulationsmodi” organisiert; im Fordismus z.B. war die Achse das Lohnverhältnis, im Postfordismus die Konkurrenz. Warum das Lohnverhältnis, das Jessop kurz zuvor mit Marx, natürlich zu Recht, als absolut grundlegend für den modernen Kapitalismus einstuft, im Postfordismus zweitrangig geworden sei, diese interessante Frage zu beantworten, bleibt den Lesern überlassen. Anschliessend klärt

uns Jessop weiter auf: aus seiner eigentümlichen “strategisch-relationalen Perspektive ist jegliche existierende Geschlossenheit (oder strukturelle Kohärenz) durch struktur-inhärente strategische Selektivitäten und durch (unterschiedlich reflexive) strukturbezogene strategische Kalkulationen der Akteure koproduziert. Akkumulationsstrategien und institutionalisierte Klassenkompromisse haben hier eine Schlüsselrolle, indem sie die Regulierung der Widersprüche und Dilemmata, die dem Kapitalverhältnis innewohnen, umgrenzen. Akkumulationsstrategien entwickeln einen Ansatz des allgemeinen Interesses an realisierbaren Wachstumsweisen in Relation zu den ökonomischen und ausserökonomischen Bedingungen, bilden Stützen zu ihrer Realisierung aus, und versuchen den Kompromiss zu institutionalisieren, der sie untermauert.” (S.263)

In einer Anmerkung entblödet der Autor sich nicht zu warnen, dass die erforderte Kürze seines Textes dazu führt, “dass meine folgenden Ansichten zu vereinfacht oder gar selbstkarikierend erscheinen können.” (S.282) In der Tat selbstkarikierend, aber in anderem Sinne. Auch wenn Jessop sich der seit Hegels Rechtsphilosophie immer wieder hervorgehobenen Einsicht zuwendet, dass der Kapitalismus nicht lange ohne ausserkapitalistische Bedingungen und Rahmungen existieren kann, kommt nichts ausser abstrusen, bestenfalls trivialen Formulierungen heraus. “Lebenswelt” wird hilflos stotternd bestimmt (S.264), und danach war ja zu erwarten: “die Lebenswelten zu kolonisieren”. Obgleich dieses Thema von vielen anderen Theoretikern längst, zum Teil ausgezeichnet, bearbeitet worden ist, erwähnt Jessop keinen (auch J.Habermas natürlich nicht) ausser sich selbst.

Auf den letzten Seiten trifft man endlich auf Konkretes, das zudem streckenweise einigermaßen lesbar dargestellt ist, nämlich über Fordismus und Postfordismus. Der “Atlantische Fordismus” war ein Akkumulationsregime der Massenproduktion und -konsumtion, das der nationale formal-demokratische Wohlfahrtsstaat mit keynesianischer Wirtschaftspolitik regulierte, die Vollbeschäftigung und Wirtschaftswachstum zustande brachte (dies liest sich so: “Die atlantisch-fordistischen Ökonomien profitieren von einer raumzeitlichen Matrix, die auf der Kongruenz von nationaler Wirtschaft, nationalem Staat, nationaler Bürgerschaft und nationaler Gesellschaft fusste — und von Institutionen, die relativ gut dafür geeignet waren, auf der einen Seite Vollbeschäftigung und Wachstum zu sichern und auf der anderen die Wahlperioden zu bewältigen. Dieses Zusammenspiel brachte eine spezifische Lösung der Akkumulationswidersprüche zustande, wie sie im Raum des Atlantischen Fordismus auftraten.” (S.266, usw.). Die Klassenkonflikte waren intranational durch die korporatistische Tarifpartnerschaft, die staatlich regulierten Kompromisse des Kapitals mit zentralisierten fordistischen Gewerkschaften, und international durch Bretton Woods, GATT, Weltbank&IWF und andere neokoloniale Regimes gezähmt. Die Kosten des Systems verteilten sich auf kleinere und technisch zurückgebliebene Firmen, auf deren Arbeitskräfte und die meisten Frauen, die Lohn- mitsamt Haus- und Generationsarbeit leisteten. Die schwersten Kosten trugen (und tragen weiterhin) aber die Massen der Dritten Welt sowie die extrahumane Natur auf der Input- und Output-Seite. Soweit entspricht Jessops Darstellung der Standardweisheit der Regulationstheorie.

Die *typische* Krise des Fordismus, behauptet er nun, war die Stagflation (der Ausdruck breitete sich in den Siebzigern aus). Diese ist jedoch vielmehr charakteristisch für die *End*krise des Fordismus; seine vorhergehenden, relativ schwachen Konjunkturerinbrüche (“Rezessionen” des Wirtschaftswachstums) ergaben sich aus dem Zusammen- und Gegenwirken des fundamentalen Konjunkturzyklus und uneinheitlicher Wirtschaftspolitiken, die, zwischen

Planungstendenzen, Keynesianismus und Austeritätsliberalismus schwankend, auch von externen Faktoren, z.B. Energiepreisen beeinflusst wurden. Die Grundlage des Fordismus ist eben ein schwankender, zu Zeiten brechender und wieder eingerenkter Klassenkompromiss. Die Rezessionen wurden mehr links- oder mehr rechtskeynesianisch ausgestanden. Das in den späten Sechzigern und frühen Siebzigern dies nicht mehr ausreichte, das labile Gleichgewicht zu zerfallen und die politische Vormacht nach links zu gleiten schien, also die Endkrise des Fordismus aufdämmerte, hat auch Bedingungen, die in geänderten Sozialkultur- und Psychostrukturen liegen, von denen Jessop, der selbsternannte “theoretical jack-of-all-trades in the social sciences”, offensichtlich keine Ahnung hat. Er zählt, brav orthodox, nur wirtschaftliche Faktoren auf: vor allem die viel stärkere, infotechnisch ermöglichte Internationalisierung (später von ihren Propagandisten grossspurig “Globalisierung” getauft) des Handels und der Finanzen, zunehmend auch der Industrieproduktion (S.267). Damit wurde die nationalstaatliche Wirtschaftspolitik ausgehebelt — dies war jedoch nur *eine* Bedingung für die Endkrise. Wie viele sozialwissenschaftliche Forschungen gezeigt haben, griff das Kapital, auf vielen Ebenen seit Mitte der Siebziger reorganisiert, die ganze Front der Linken an, die sich vom gewerkschaftsverbündeten Sozialdemokratismus über den Eurokommunismus bis zum Ego-Anarchismus und Postmaterialismus der aufrührerischen Intelligenz spannte, eine, wie immer auch ungeeinigte, in die Rauschsubkulturen der Neoboheme zerschwimmende Front, welche die Vormacht zu gewinnen schien. Der neue Infotechnik-Internationalismus des Finanzkapitals gab dem Fordismus als einer gefährlich gewordenen, weil nach links rutschenden Sozialordnung des Klassenkompromisses den Abschiedstritt. Dabei spielte selbstverständlich der Niedergang des Staatssozialismus als einer Systemalternative eine Hauptrolle. Der Keynesianismus, obgleich neokonservativ mit den riesigen Militärbudgets, vor allem der USA, latent weiterpraktiziert, wurde in kürzester Zeit tabu. Man muss kein konspirationstheoretischer Paranoiker sein, um dabei nicht an Zufall zu glauben. Die neue, antikorporatistische, neoliberalistische Regulationsweise, im Einklang mit der “Post”- und “beyond”-Mode seit den Siebziger Jahren, von Regulationstheoretikern simpel Postfordismus getauft, restaurierte die Hegemonie der USA, die nach dem Untergang der staatssozialistischen Systeme keine grosse Rücksicht mehr auf ihre Juniorpartner und die Unterschichten samt deren Verbänden nehmen zu müssen glaubten.

Wir lesen dazu wieder mal Wolkiges: “Schliesslich, im Verhältnis zur Expansionsphase des Atlantischen Fordismus ist die Bedeutung einiger Widersprüche gewachsen und/oder sie haben neue Formen angenommen.” (S.268) Es kennzeichnet das Denken der Klischeelinken, dass für es Widersprüche prinzipiell wachsen (das letzte Echo der Hegelschen Geschichtsmetaphysik) oder dass sie, falls auch der grösste Hass auf den Kapitalismus kein wachsendes Übel zu finden imstande ist, wenigstens neue Formen annehmen, d.i. neue Hoffnung auf Widerspruchs- anstelle Wirtschaftswachstum einflössen. Der Leser soll dann gefälligst raten, was für Widersprüche und Formen der Autor im Auge hat. Schliesslich treffen wir zwischen allerlei Widersprüchen, “Dilemmata” und “Unordnung” auf “drei neuerdings wichtige Widersprüche” (vier Seiten später taucht übrigens “Viertens” auf): Den ersten Widerspruch entdeckt Jessop zwischen dem Cyberspace des Finanzkapitals und den konkreten Orten der Mehrwertproduktion — dies klingt wie ein interessanter, innovativer Forschungsfund, aber am Ende kommen nach einigen innovativen Schwurbelsätzen doch lediglich “neue und komplexere Artikulationen der Dynamik von Mobilität und Festgelegtheit” (S.269; Zitat von A.Gillespie und K.Robins aus K.Robins (Hg): *Understanding Information*, 1992) heraus. Der

arme Widerspruch ist im Geschwurbel auf der Strecke geblieben. Wo und wann kann man heutzutage nicht täglich “neue und komplexere usw.” feststellen? Oder schindet man nicht mehr Eindruck, indem man stattdessen “neue und artikuliertere Mobilität zwischen Dynamik und Festgelegtheit” aufdeckt? Dem Jonglieren mit schicken Modewörtern und -phrasen ist in der spätmodernen Akademia keine Grenzen gesetzt, auch nicht in ihrer linken Provinz. Die Jargonleure treten heutzutage in allen akademischen Regionen auf.

Der zweite Widerspruch soll einem “Paradox” (!) entspringen (früher war ein Paradox nur ein scheinbarer Widerspruch in Aussagen, aber auch das Paradox muss sich postfordisieren), nämlich dem zwischen dem fortgeschrittensten Kapitalismus und dessen ausserökonomischen Bedingungen (natürlich nicht so simpel und allzu leichtverständlich, sondern “das Paradox beruht auf der wachsenden Interdependenz zwischen den ökonomischen und ausserökonomischen Faktoren, die für strukturelle und systemische Konkurrenzfähigkeit zählen” (S.269)). Soweit sich in dem folgenden Sprachwust etwas ausmachen lässt, handelt es sich dabei um “soziale[s] Kapital, Vertrauen und lernende[n] Organisationen”, um “unternehmerisch tätige [n] Städte [n], Unternehmenskultur und unternehmerische [n] Subjekte [n].” (S.270), was immer in dieser semanto-logisch bunten Mischung (Vertrauen und Städte z.B.) das letztere sein soll. Die Konkurrenz ist somit, einem Aufsatz P.Petits von 1999 zufolge, die “dominante Achse einer postfordistischen Regulation” — was keineswegs daraus evident hervorgeht und ausserdem im Blick auf die Ideologie des Neoliberalismus nichts umwerfend Neues bringt. Aber Jessop sieht natürlich wieder “neue Widersprüche”, wie könnte es anders sein; mal ist es “ein gravierender Widerspruch”, mal “ein fundamentaler Widerspruch”. Näher betrachtet sind es nur die gewöhnlichen Probleme, mit denen sich der Kapitalismus seit hundert Jahren herumschlägt und durch alle Krisen bislang auszukommen gelernt hat. Im Jargon des linken Akademismus: “All das bedeutet neue Dilemmata für den Versuch, das Kapitalverhältnis über eine wachsende Bandbreite von Aktionsebenen und über zunehmend komprimierte bzw. ausgeweitete zeitliche Handlungshorizonte hinweg zu stabilisieren.” (S.270)

Der dritte Widerspruch ist dann endlich der “Grundwiderspruch des Kapitalismus”, der sich nunmehr — wie zu erwarten — steigert, und zwar wegen polyzentrischer Netzwerke der Wissensökonomien. Für den Autor ist es “derjenige zwischen der wachsenden Sozialisierung der Produktivkräfte und der privaten Kontrolle der Produktionsverhältnisse” (S.270). Leider muss man den Regulationsmarxisten daran erinnern, dass Produktionsverhältnisse aus semantischem Grund nicht kontrolliert werden können, sondern die private Kontrolle der Produktivkräfte, allenfalls: der Produktion, ein Mengenelement bzw. Typus des Produktionsverhältnisses ist, dem, in der Realität, andere Typen zu widerstreben pflegen, nämlich die immer engere Zusammenarbeit der Produzenten in der Produktion sowie die stark zunehmende Arbeitsteilung und daher (zunehmend marktvermittelte) Zusammenarbeit der Wirtschaftszweige und der Wirtschaftsgesamtheit. Auf der terminologischen und kategorialen Genauigkeit bestehen ist keine dogmatische Spitzfindigkeit, sondern notwendig (wie auch die marxistischen Klassiker oft hervorhoben), weil andernfalls die davon abhängende materiale Theorie Fehler erbt und vergrößert, was zuweilen schwere politische Konsequenzen nach sich zu ziehen pflegt. Dadurch unterscheidet sich die Kritische Theorie von der in Akademia üblichen theoretischen Indolenz und Nachlässigkeit. Früher hatten allerdings auch manche konventionelle Theorien politische Konsequenzen, was heutzutage selten geworden ist. Denn wer hört noch auf die endlose Kakophonie aus den akademischen Froschteichen?

Auch jener horrende Widerspruch verdünnt sich bei Jessop bald zu einer vagen “Reihe von

Handlungsproblemen”, die mit unbestimmten “Tendenzen zum Marktversagen verbunden sind” (S.271), und mehr oder weniger hat sich’s damit.

Abschliessend werden wir mit einem weiteren Irgendwie-Widerspruch unterhalten: den Atlantischen Fordismus ersetzt der globale Postfordismus. “Dies tritt aufgrund der wachsenden Nicht-Übereinstimmung zwischen wuchernden Massstäben ökonomischer Tätigkeit auf und weil neue Formen der Raum-Zeit-Verdichtung die bevorzugten Temporalstrukturen der Akkumulation und Regulation des Atlantischen Fordismus unterminieren.” Dies soll keine Selbstironie in der Seminarpause sein, sondern eine Erklärung. Dann geht es folgendermassen weiter:

“Dieser Prozess wird inzwischen durch eine ‘Relativierung der räumlichen Dimension’ (scale) reflektiert [...] Sie beinhaltet ein Auswuchern diskursiv konstituierter und institutionell eingebetteter räumlicher Produktionsmassstäbe (ob terrestrisch, territorial oder telematisch), die Dissoziation von Aktionsebenen in komplexen Hierarchien und schliesslich immer verwickeltere Mischungen von raum-dimensionalen Strategien, mit denen ökonomischen und politische Kräfte sich einer im Wandel begriffenen internationalen Ordnung vorteilhaft einzupassen versuchen” (S.272)

Zweifellos lässt sich dieses überabstrakte Geschwafel gleicherweise auf die Ablösung der Neandertaler-Regulation durch die Posttaler von Cro-Magnon treffend anwenden.

Das neue, postfordistische Akkumulationsregime, das sich für Jessop selbstverständlich um “Hauptwidersprüche” herum “zu kristallisieren” hat, steht auf einer höheren Stufe der Konkurrenz, mit breiteren ausserwirtschaftlichen Bedingungen für die Konkurrenzfähigkeit, hat höher entwickelte Produktionstechniken und Organisationsformen, vor allem die Netzwerkfirma, und stützt sich auf einen “postnationalen” Staat, der ein “Schumpetersches Workfare-Regime” durchsetzt, das die Konkurrenzfähigkeit der in ihm niedergelassenen Unternehmen zu stärken sucht und demgemäss die Sozialpolitik unterordnet. Der postnationale Staat ist einerseits von supra- und internationalen Organisationen und Ordnungen teilweise entmachtet, andererseits zu neuen Funktionen ermächtigt, vor allem die Beziehungen zwischen seinen und fremdstaatlichen Regionen und Lokalräumen zu kontrollieren, aber auch wiederum die internationalen Ordnungen zu gestalten und zu überwachen (die ihn doch entmächtigen... also wieder mal ein kleiner saftiger “Hauptwiderspruch”! Merkwürdigerweise entgeht hier dieses gefundene Fressen dem Autor. Auf diesen Widerspruch weisen im übrigen schon lange Autoren wie G.Ziebur hin, was Jessop 1994 referiert). Ob der Staat damit vom Souverän zum blossen “primus inter pares” absteigt, wie Jessop behauptet, ist bisher nicht zu entscheiden. Denn die politologische Forschung ist darüber gespalten, und die nationalstaatlichen Politiken, auch innerhalb der EU z.B., in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise sprechen nicht für ein endgültiges Abdanken.

Soweit der bescheidene Gehalt des Buches. Er wird in mancher Hinsicht noch von den äusseren Formen untertroffen. Über den Stil, der ja dem Gehalt nicht äusserlich ist, haben wir genug gesagt. Zu bemängeln sind ausserdem die etwas zu vielen Druckfehler, desgleichen erstaunliche Grammatik- und Rechtschreibfehler der Übersetzer, z.B. S.68, 110, 257, worauf sie noch eigene Stilverbrechen häufen wie “mit einschliesst”, “ein erster Einstieg”, “integraler Bestandteil” — Pleonasmen, die verraten, dass die Übersetzer die Bedeutung des deutschen Wortes nicht ganz kennen und daher eine überflüssige Ergänzung ankleben oder ein Versatzstück aus dem Jargon eiliger Betriebshuber fingern, voller Stolz darüber, dass sie endlich dazu gehören. Vielleicht sollten die Lektoren des Verlages hin und wieder aus ihrem

Büroschlaf geweckt werden. Oder sind sie im Gegenteil mit der Formulierung von Verlagsreklame überlastet? Oder wurden sie schon postfordistisch wegrationalisiert?

Im Verlag Westfälisches Dampfboot erschien 2004 von **Lars Kohlmorgen** eine Dissertation über **'Regulation, Klasse, Geschlecht'**, 358 S., EUR 29,80 (ISBN 3-89691-563-0). Der Autor stimmt seine Leser gleich zu Beginn mit einer der ebenso entbehrlichen wie aufdringlichen "Danksagungen", einer sentimentalens Unsitte der Eitelkeit aus den USA, die private Verhältnisse des Autors in der Öffentlichkeit exhibiert, auf seine Denkweise ein: "Ein grosses Dankeschön an Ute und Eckhard Kohlmorgen. Der grösste Dank und meine Liebe gebührt Sabine Kägeler, die während meiner Arbeit an dem Buch viel aushalten musste und die das Leben in dieser Zeit versüsste." Es fehlt nur noch, dass hier auch die First Lady seines Herzens ihre Liebeslüste aufzählt. Warum heutige Autoren Kundgaben ihres Intimlebens der wissenschaftlichen Öffentlichkeit aufdrängen wollen, ist nicht schwer zu erraten; es gibt seit den Rebellionen der Sechziger Jahre genug sozialpsychologische Literatur über die spätmoderne Tendenz zur narzisstischen Exhibition. Warum aber respektable Verlage solche 'Bild'-Zeitungs-Manieren durchgehen lassen, ist schwerer zu verstehen.

Der Autor nimmt sich viel vor, für eine Dissertation allzu ehrgeizige Ziele: er will wesentliche Defizite der Regulationstheorie beheben, besonders ihre Vernachlässigung der sozialen Ungleichheit, zumal im Klassen- und Geschlechterverhältnis. Dabei will er dem altmarxistischen Klassenbegriff neuere Grundbegriffe wie P.Bourdieu's Auffassungen des Habitus, Milieus, Lebensstils und A.Gramscis Hegemonietheorie einfügen, um den Ökonomismus der orthodoxen Klassentheorie zu meiden. Er will die komplexe Beziehung zwischen Klasse und Geschlecht mittels einer revidierten Regulationstheorie untersuchen (dabei bestimmt er auch sein "Erkenntnisinteresse" (S.12ff); leider wiederholt er dann nur sein inhaltliches Programm. Was der von Husserl eingeführte, in der Weber-Schule gelegentlich gebrauchte, später von J.Habermas entfaltete und dann lange und heftig, auch in den Sozialwissenschaften, diskutierte Terminus bedeutet, scheint der Autor nicht zu wissen).

Seine Hauptthesen lauten, dass die wirtschaftlichen Strukturen, die sozialen und politischen Ordnungen und die Klassen- und Geschlechterverhältnisse zusammenhängen und diese der fortschreitende Kapitalismus enttraditionalisiert, modernisiert und schliesslich pluralisiert — ein Lieblingsthema der Soziologie seit den Achtzigern: reflexive Modernität, Postmodernität usw. Kohlmorgen fügt aber hinzu, dass sich dadurch die tiefen sozialen Ungleichheiten nicht vermindern oder gar auflösen, wie dies die vorherrschende Strömung seit den Sechzigern, im Gefolge von H.Schelsky, R.Aron u.a., lautstark behauptet.

Solche Thesen strotzen nicht gerade von Originalität, sollen aber erstmals, auf mehr als 300 Seiten, detailliert ausgeführt werden, zuerst in kategoriallogischer, dann in empirischer Argumentation; davon führt die letztere, gehaltvollere durch den deutschen Fordismus und Postfordismus und nimmt, Gott sei Dank, den weit grösseren Umfang ein.

Denn problematisch, um es milde zu sagen, ist der erste Teil, der die Kategorien und Grundannahmen der marxistischen mit der regulationistischen und feministischen Kapitalismustheorie vereinigen soll. Nehmen wir uns exemplarisch den Klassenbegriff vor. Kohlmorgen legt dem Klassenverhältnis einen "von normativen Aspekten befreite[n] Begriff der Ausbeutung zu Grunde" (S.13). Von normativen Aspekten befreit — will der Autor einen Moralismus oder Wertdeizisionismus vermeiden und etwa vorgeben, wertneutral zu beschreiben, wie die konventionellen Sozialwissenschaften? Oder traut er sich wie der Hegelianer Marx zu, die objektive Dialektik in der Ausbeutung zu erfassen? Man findet leider nichts von Letzterem.

Auf den betreffenden Seiten 28 ff tummeln sich hingegen unbeholfene und konfuse Kurzdarstellungen der Marxschen Mehrwert- und Weberschen Herrschaftstheorie, in denen Kohlmorgen öfter auf den Marx-Modernisierer E.O.Wright verweist, was sich z.B. so liest: “Nach Wright ist ein Ausbeutungsverhältnis dadurch gekennzeichnet, dass die Ausbeutenden für die Akkumulation ihres Reichtums notwendigerweise auf die Ausgebeuteten angewiesen sind, so dass ein Interdependenzverhältnis existiert.” (S.30) Der Semantik des Deutschen zufolge ist per definitionem ein Verhältnis dadurch gekennzeichnet, dass die erste Seite, als Sich-Verhaltendes-zu, auf die zweite angewiesen ist: ohne Ausgebeutete sind Ausbeutende unmöglich. Banaler geht’s somit nicht mehr, und deswegen kompliziert der Autor die Verhältnisse, Ausbeutung und Interdependenz, pleonastisch mit “-verhältnis”, damit die Wörter länger sind, komplizierter und mithin weniger banal klingen. Im übrigen (es kennzeichnet den Intelligenzgrad dieser Abhandlung, dass man auf so etwas hinweisen muss) ist nicht jedes Verhältnis eine *Interdependenz*, sondern nur das Verhältnis, in dem jede Seite auf die andere angewiesen ist, also eine gegenseitige Abhängigkeit besteht. Es müsste hier jedoch erst nachgewiesen werden, dass die Ausgebeuteten auf die Ausbeutenden angewiesen sind, und dies natürlich nicht nur semantisch. Insofern ist der obige “so dass”-Schluss falsch oder zumindest voreilig. Kohlmorgen fährt fort: “Ausbeutung kann somit als eine komplexe Form der Interdependenz von materiellen Interessen der Menschen bezeichnet werden.” Warum auf einmal die Form komplex sei und warum die Ausgebeuteten ein materielles Interesse an dem der Ausbeutenden haben, offenbart uns der Autor nicht. Wenig scheint er überhaupt von der Marxschen Ausbeutungstheorie zu wissen. Muss man nachhelfen?

Ausbeutung ist die privilegierte Aneignung des Mehrprodukts, im Kapitalismus die kapitalistische des Mehrwerts. Marx setzt dabei drei Grundannahmen voraus, die, hier möglichst kurz formuliert, lauten:

- (1) Die privilegierte Aneignung ist ungerecht, weil nicht von der Arbeiterassoziation frei beschlossen (man kann hier von Marx’ klassischer Autonomieidee aus hundert Jahre weiterfliegen und auf Habermas’ Diskursidee weisen). Insofern ist der Begriff der Ausbeutung indirekt normativ. Ihn von normativen Aspekten “befreien” ist ihn entleeren.
- (2) Daher muss die Herrschaft der Ausbeuter über die Ausgebeuteten
 - entweder sich einer physischen Übermacht bedienen
 - und/oder einer sozialkulturellen Ideologie (einer legitimierenden Autorität von Gottheiten usw.)
 - und/oder, in der kapitalistischen Gesellschaft, einer sozusagen unmittelbaren Ideologie, des Warenfetischismus der Arbeitskraft: die Lohnarbeit im Kapitalismus erhält ihren marktlich gerechten Lohn, nämlich den Gegenwert der Reproduktionskosten der Arbeitskraft. Darin verbirgt sich die Ausbeutung, der Warenfetischismus blendet die Lohnarbeiter — allerdings nicht gänzlich und für immer.
- (3) Aus der Unfreiheit und dem damit verbundenen Klassenantagonismus folgen über einige Entwicklungsstufen und Prozesse die zyklischen Krisen der kapitalistischen Wirtschaft. Schliesslich wird in den immer schärferen Krisen die Mehrheit der Ausgebeuteten, von ihrer politischen Partei aufgeklärt und geleitet, die Verblendung durch den Warenfetischismus durchschauen und sich von der Ausbeutung (nicht von

deren “normativen Aspekten”) zur Selbstbestimmung befreien. Die objektive Dialektik des Ausbeutungssystems entspringt also der — auf früheren Evolutionsstufen für den Hegelianer fortschrittsnotwendigen (oder wie auch immer nützlichen) — Unterdrückung des anthropinen Prinzips der kollektiven Selbstbestimmung.

Was von diesen Grundannahmen, Prinzipien und Theoremen Marxens heutzutage noch akzeptabel oder wenigstens diskutabel ist, kann hier natürlich nicht untersucht werden; bekanntlich gibt es darüber Berge von Literatur. Aber bei Wright ist nicht mehr viel von ihnen zu finden, geschweige denn bei Kohlmorgen.

Den neuen Klassenbegriff, den er versprochen hat, sucht man vergebens. Die Klassen “sind abhängig von der ökonomischen Struktur und der sozialen und politischen Regulation.” (S.32) Es bleibt bei solchem oberflächlichen, oft tautologischen Gerede. “Bei der Analyse der Klassenverhältnisse ist zur Erfassung der grundlegenden Struktur und der realen Erscheinungsform eine Differenzierung zwischen der *Klassenstrukturierung* und der *Klassenformierung* sinnvoll”. Kohlmorgen zählt dazu buntscheckige Reihen von Indikatoren der ökonomischen, politischen und soziokulturellen Klassenformen auf (S.32f). Seit langem verhandelt dies die konventionelle Soziologie in ihren uferlosen Diskussionen der Schichtungskriterien, aber er nimmt keinen Bezug darauf. Was ist daran kategoriallogisch oder auch nur inhaltlich neu? Erblickt man dann auf S.36 das amateurhafte “Modell der Klassen der kapitalistischen Produktionsweise”, steigt auch im geduldigsten Leser ein Gefühl der vegetativen Erschöpfung auf. Die nächsten Sätze sorgen aber mit ihrer Mischung aus komischer Trivialität und forscher terminologischer Dezesion sogleich für Erheiterung:

“Zur *Klasse des Kapitals*, die durch den Besitz von Produktionsmitteln und die Position als Ausbeutende charakterisiert ist, sind das *Kleinbürgertum* und die *KapitalistInnen* zu zählen. Zum Kleinbürgertum gehören die InhaberInnen von Betrieben mit weniger als zehn Beschäftigten, zu der KapitalistInnenklasse die BesitzerInnen von Produktionsmitteln, deren Unternehmen mehr als zehn MitarbeiterInnen haben, und die ManagerInnen, die als NettoausbeuterInnen bezeichnet werden können und/oder sehr umfassende bzw. leitende Entscheidungsbefugnisse haben.”

Und diejenigen, die das Pech haben, in einem Betrieb von genau “zehn MitarbeiterInnen” Mehrwert zu produzieren, fragen sich als Nettoausgebeutete händeringend, wohin sie gehören. In solcher Weise quälen sich hundert Seiten durch Überabstraktes und Verworrenes, triviales Gerede, Wiederholungen und langweilige Referierungen. Was er dabei tatsächlich leistet, ist eine oberflächliche Einbeziehung des feministischen Theorems, dass die durchschnittliche Mittel- und Unterschicht in der fordistischen Gesellschaft das Patriarchat modifiziert zu Lasten der Frau fortsetzt und den fordistischen Kapitalismus bestandsnotwendig stützt. Dies ist nichts überraschend Neues, es hängt seit Jahrzehnten in vielen Büchern feministischer Autorinnen aus.

Am Ende, nicht allzu bescheiden, verkündet der Autor, dass er die Regulationstheorie makro-, meso- und, wenn schon, denn schon, auch noch mikrotheoretisch erfolgreich weiterentwickelt habe. “Mit einer in diesen Formen überarbeiteten Regulationstheorie sind somit Voraussetzungen für eine umfassende Untersuchung der Sozialstrukturen moderner kapitalistischer Gesellschaften geschaffen.” (S.109) Also nicht der kleine Beitrag einer Doktordissertation, sondern sogleich eine Grundlegung für die neue Kapitalismustheorie der

Zukunft: indem man hundert Seiten mit Seminarreferaten füllt. Der Leser zieht seinen Hut.

In Teil II und III findet sich endlich Lesenswertes. Manche Abschnitte wie der über “Akkumulationsregime und Regulationsweise im Fordismus”, Kapitel wie das über “Die Krise des Fordismus” fassen die verwickelten geschichtlichen Ereignisse und Verläufe gut zusammen. Sie stützen sich referierend auf die vorliegende Forschung, bringen zwar nicht viel Neues, aber es lohnt sich dennoch, zumal für weniger Informierte, sie zu lesen. Es finden sich gewiss Resultate der empirischen Forschung und manche Thesen, die nicht jedem Themaspezialisten geläufig sein mögen. Hätte der Autor seinen Ehrgeiz gezügelt und wäre auf dem üblichen Anspruchsniveau einer Dissertation geblieben, so hätten die Teile II und III, hinreichend modifiziert, für eine gute Dissertation ausgereicht. Die angeblichen axiomatischen und kategorialen Errungenschaften des Teils I spielen im Teil II und III keine wesentliche Rolle. Aber er wollte sogleich mit einer titanischen Grundlegung auf die linksakademische Bühne treten.

Im selben Verlag erschien eine andere Dissertation mit regulationistischem Ansatz: **Martin Beckmann: Das Finanzkapital in der Transformation der europäischen Ökonomie**, Münster 2007, 244 S., EUR 24,90 (ISBN 978-3-89691-655-6). Auch sie behandelt den Übergang vom Fordismus zum Postfordismus, und zwar in den Bereichen des Finanzkapitals und der Vermögensverwaltung (“institutionelle Investoren”), des sog. Corporate Governance (legale Unternehmensstruktur und reale Konzernpolitik) und der Rentensysteme, und dies im Vergleich der britischen, französischen und deutschen Verhältnisse — endlich etwas Neues gegenüber dem üblichen Starren auf us-amerikanische Hauptphänomene (mit “Finanzkapital” ist heutzutage selbstverständlich nicht mehr R.Hilferdings Stadium der kapitalistischen Entwicklung gemeint, sondern die Dominanz des monetären Kapitals über dessen andere Fraktionen, von Beckmann aus dem Englischen mit “Finanzialisierung” ganz wörtlich übersetzt).

Wie in Kohlmorgens Buch, aber viel kürzer, wird der Leser anfangs durch einen axiomatisch-kategoriallogischen Abschnitt gezogen, der mit “Theoretische Konzepte” betitelt ist. Der neoklassischen, d.i. neoliberalistischen Ökonomie und der VoC-Komparatistik zieht Beckmann das vor, was er “Neogramscianische Internationale Politische Ökonomie” nennt. Ihre Kategorien beginnen mit der “Macht”. Wir erfahren erstaunt, “dass Macht keine Gegebenheit ist, sondern organisiert werden muss. Auch ist Macht einem Gegenstand nicht inhärent, sondern besteht immer nur in Form einer sozialen Beziehung.” (S.19) Wer hätte das gedacht! Macht gibt es nicht nur auf der “staatliche[n] Ebene”, sondern auch in der “Zivilgesellschaft”, und so trivial geht es weiter samt den auf der Linken obligatorisch gewordenen Gramsci-Referenzen. Das “Wirken des Wertgesetzes” (hier soll solider Marxismus aufblitzen) reicht nicht aus, “um die dauerhafte Reproduktion des Kapitalismus zu sichern.” (S.19) Wer hat jemals das Gegenteil behauptet? Selbst der simpelste Histomat setzte auf die Basis den Überbau, um die Kohäsion der Klassengesellschaft zu erklären.

Mit R.Cox’ und St.Gills Hegemoniebegriff, der nicht gerade originell ist, indem er wieder mal “ökonomisch[e], politisch[e] und ideologisch[e] Faktoren” zusammenträgt (aber z.B. deren Scharnier, die sozialpsychischen Strukturen, vergisst) geht es sodann an die “Transformationsprozesse”, diese in der linken Akademiaprovinz ungemein beliebten Verläufe, bei denen es sich meistens um schlichte Änderungen handelt. Aber der Plural “Transformationsprozesse” donnert eindrucksvoll von einem Gramsci-“Block” zum anderen, und Beckmann lässt die “Transformationsprozesse” daher auf vielen Seiten donnern. Eine

“Änderung” hört sich hingegen leicht verständlich und somit läppisch an, was sie dem akademischen Nachwuchs nicht empfiehlt.

Dann setzt sich der Autor weitere Modehüte auf, aus dem Konstruktivismus vor allem, natürlich die vage Weisheit von der “gegenseitigen Konstituierung von Akteur und Struktur” oder “die Rolle von Ideen, konstitutiven Regeln und Normen sowie die endogene Herausbildung von Interessen und Identitäten” (S.22) — also ziemlich alles, was sich zufällig einstellt. “Interessen und Identitäten sind nicht einfach gegeben, sondern das Ergebnis kollektiver Interpretationsleistungen und der Wirkung bestimmter Ideen.” “Interpretation” genügt ihm nicht, es muss ein Funktionspleonasmus mit “-leistung” geformt werden. Interessen sind also für Beckmann das Ergebnis der Wirkung bestimmter Ideen. Damit dieser Idealismus wieder etwas marxistisch klingt, folgt als Endreim: “Die Verbreitung und allgemeine Akzeptanz von Ideen ist aber, daran wird die materialistische Auffassung des Neogramscianismus deutlich, an die Existenz einer sie tragenden Konstellation sozialer Kräfte gebunden” (S.22f) — was immer “die Existenz einer [...] Konstellation sozialer Kräfte” konkret sein soll: es sind absichtlich komplizierte, wissenschaftlich-vornehmtuerische und ganz überflüssige Neuformulierungen für marxistisch und überhaupt soziologisch uralte Sachen.

Aber fehlt uns nicht noch ein Favorit? Und da kommt er schon: “ein spezifischer Diskursbegriff” (S.23), über drei Ecken aus M.Foucaults Werk abgeladen. Derselbe Begriff ist schon wenige Zeilen später nicht mehr spezifisch, sondern “[d]ieser allgemeine Diskursbegriff”, aber Konfusion ist der Schatten jedes präntiösen Geschwätzes, und dementsprechend geht es flott weiter. Wir ersparen uns den Rest, auch die Lachnummer über “Formen der Macht” im folgenden Kapitel. Es ist ein Kennzeichen des heutigen Akademismus, dass er weder fähig noch überhaupt willens ist, die Erträge der Spezialisten ausserhalb seines engen Fachthemas, die dieses berühren, aufzusuchen, gründlich zu begreifen und seiner Arbeit einzugliedern. Die Zeit drängt, für Zusammenarbeit bleibt nichts übrig, denn die individuelle Karriere muss schnellstens gegen die Konkurrenz vorangetrieben werden. Es fällt Beckmann bei seiner ausdrücklich elementaren Kategorie offensichtlich nicht im entferntesten ein, auch nur einen Blick auf neuere Ergebnisse der ausgedehnten, fast ein Jahrhundert langen Diskussion der Philosophie und Sozialwissenschaften über Macht zu werfen. Stattdessen wird dilettantisch drauflosgeredet, natürlich garniert mit hochtrabenden anglolateinischen Ausdrücken und prestigeheischenden Englisch-Zitaten wie heutzutage üblich.

Vom zweiten Teil an geht es endlich zur Sache. Der Autor skizziert den Übergang zum Postfordismus und wendet sich den konkreten Vorgängen in den oben genannten Bereichen zu. Er stellt im allgemeinen eine Anpassung der kontinentaleuropäischen Verhältnisse an die angloamerikanischen fest, die vor allem dem Druck der grossen, international operierenden Anlegerkonzerne (Investmentbanken, Fonds, Versicherungen usw.) zu verdanken ist: die Leitungen der realwirtschaftlichen Konzerne orientieren sich nunmehr beinahe ausschliesslich an den Forderungen der Kapitalmärkte, den Nutzen der Aktionäre und Portefeuille-Investoren zu mehren; die öffentlichen Rentensysteme werden von betrieblichen und kommerziellen Rentenversicherungen zurückgedrängt, was von ihrer Aushöhlung seitens der öffentlichen Rententräger selbst ergänzt wird.

Im Grossen und Ganzen findet sich makrotheoretisch nichts wesentlich Neues, der Autor folgt den breiten Wegen, die seit den Neunzigern von der Politischen Ökonomie und den Sozialwissenschaften glatt getrampelt worden sind. Die Stärke der Untersuchung liegt in den Einzelheiten, die der Autor emsig gesammelt hat und geschickt anordnet, um die bekannten

allgemeinen Thesen zu belegen oder zu illustrieren. Von Nutzen und zum Teil sehr informativ für EU-Interessenten sind die dabei herausgearbeiteten Detail-Unterschiede zwischen den drei Vormächten der EU, Frankreich, Britannien und Deutschland, in der Vergangenheit geläufig, aber auch für die von Globalisierung dröhnende Gegenwart von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Auch wenn die tiefe Richtung des Postfordismus zur Angleichung an den angloamerikanisch angeführten neoliberalen Kapitalismus verläuft, was Beckmann sehr und oft betont, bleiben doch bemerkenswerte nationalwirtschaftliche, -staatliche und -sozialkulturelle Unterschiede. Wir sehen ihre Folge in der derzeitigen Gespaltenheit der EU im Gefolge der Wirtschaftskrise. Selbst bei der Änderung der Rentensysteme, dem Paradigma der neoliberalistischen "Reform"-Propaganda, zeigen sich national verschiedene Reaktionen der Massen gegen die Enteignung ihrer Rentenansprüche. Auf den härtesten Widerstand treffen die Versuche, die Altersversorgung mehr und mehr auf variable Investmenterträge zu verschieben, immer noch in der kontinentalen Alt-EU und besonders in Frankreich.

Am Ende weist der Autor zusammenfassend auf die Konflikte hin, die den "hegemonialen Block" des Postfordismus (ohne Gramsci-Phrase gehts nimmer, daneben taucht aber derselbe Block brav konventionell-soziologisch als "Elitenbündnis" auf; unser Nachwuchs hat doch Talent für unfreiwillige Komik) doch durchfurchen, so dass er gar nicht blockhaft aussieht. Vor allem der Konflikt zwischen dem an schnellen und rücksichtslos hohen Renditen interessierten Finanzkapital und dem auf langfristige (Re-)Investitionen angewiesenen Industriekapital, das für Rationalisierungen, vor allem innovative, über Jahre planen muss, springt hier ins Auge. Sogar die neoliberal frömmste Wirtschaftspresse erlaubt sich hierzu gelegentliches Aufmucken. Insofern haben sich der japanische und der deutsche Kapitalismus bislang am besten in der Krise gehalten, auch wenn ihre übermässige Exportabhängigkeit nunmehr ihre BSPe stark schrumpfen lässt.

Was dann Beckmann anschliesst, ist allerdings nur die gewöhnliche Klage der Demokratie- und Egalitätsanhänger, typisch für die linke Akademiaprovinz, die moralische Klage über die sich weitenden Vermögensunterschiede und die Einschränkung der demokratischen Souveränität seitens der internationalen Finanzmärkte. Und dies auch noch steif-akademisch formuliert: "Aus einer kritischeren Perspektive gegenüber den Auswirkungen der globalen Finanzmärkte stellt sich jedoch die Frage nach demokratischen Kontrollformen." (S.207) Wer hegt denn diese kritischere "Perspektive" und wem stellt sich diese "Frage" ausser einigen Bewohnern jener Provinz? Nichts gegen jene Moral an sich, aber sie hilft als edelmenschliche Expression akademischer Autoren ebensowenig wie die sozialdemokratischen Reformvorschläge à la Aglietta/Reberieux oder R.Blackburn, die das Finanzkapital eingrenzen oder schrittweise entmachten sollen. Wer will denn das seit vielen Jahren sattsam diskutierte Meidner-Modell der Arbeitnehmerfonds politisch durchsetzen und nach der Durchsetzung verteidigen und weitertreiben? Erst aus solchen Konflikten und Krisen, die aktuelle zentrale Bedürfnisse der Massen frustrieren und diese zum Widerstand aufrufen, entstehen breite Bewegungen, die sich in politische Macht umsetzen können. Der Gini-Koeffizient und die verborgene Kungelei der Bosse alleine tun dies offensichtlich nicht, aber die Beschneidung der Altersrenten hat sofort heftige Wirkungen.

An Werken der Regulationsschule und ihrer Epigonen fällt im allgemeinen auf, was man das Poulantzas-Syndrom nennen kann, von dem grossenteils die Regulationsschule ihren Ausgang genommen hat. Gegen den spätstalinistischen Parteimarxismus hatte sich in den Sechzigern der theoretische Protest einiger Intellektueller wie J.-P.Sartre und R.Garudy, dann

mit dazu konträren Gehalten L.Althusser erhoben und damit die Position der Rebellen gegen die Hierarchie vom Existentialismus bis zum Strukturalismus besetzt. Die nächste Generation sah sich, in den Siebzigern, vor dem steilen Lebensproblem, die mittlerweile wohletablierten Rebellen zu übertreffen oder zu entthronen. Die Auflösung vor allem des Strukturalismus (vom späten Althusser selbst eingeräumt) erschien als die Hauptaufgabe und war naheliegend, aber in Abwendung vom altmodisch gewordenen Existentialismus, durch die Exhibition der revolutionären Subjektivität, die Idee einer indeterminierten Praxis und Begriffe der Handlung-System-Kontingenz zu lösen. Die politischen Arenen, politischen Kämpfe und Bündnisse, die Staatsorganisationen als variante Vorgänge der Balancen und Kompromisse — diese Topoi und Grundsätze traten in den Vordergrund. Der Aktivismus warf das Joch von Struktur und System ab, sowohl theoretisch wie praktisch; Aktion/Handlung, Praxis, agency usw. lauteten die neuen Lösungen.

In Deutschland, wo man nicht ganz aus denselben Theorietraditionen lebt wie Frankreich, ist freilich die bei den Regulationisten übliche Liberationsbegeisterung darüber, dass die Struktur aus kontingenten Handlungen besteht und somit verschiedene Erscheinungsformen und künftige Varianten hat, die Geschichte mithin nicht unilinear determiniert ist, weniger am Platze, denn diese Einsicht gehört dortzulande zum eisernen Bestand des common sense. Die Wiederholungen über das Verhältnis von Struktur und Handlung, meistens zudem oberflächlich oder trivial, wie sie bei regulationistischen Autoren, z.B. den hier rezensierten, anzutreffen sind, können dem Leser ohne Verlust an Sinngehalt erspart bleiben.

Das Poulantzas-Syndrom gipfelt im schwungvollen Versuch, die Theorie und Praxis mit viel revolutionärer Subjektivität zu vermitteln, in dauernder Revolte gegen die etablierten Hierarchien und Bürokratie (“Strukturen und Systeme”). Worauf es in der Wirklichkeit hinausläuft, ist eher ein Sowohl-als-auch: brillieren in radikaler Theorie und teilnehmen an politisch radikalen Bewegungen, in gut sichtbarer Position, versteht sich. Die Vorbilder geben die marxistischen Klassiker ab, auch Lenin und Trotzki, seit zwei Jahrzehnten auch Gramsci; sie scheinen ihren jeweiligen Verehrern, tiefe politische Erfahrungen mit grossen theoretischen Einsichten zu verbinden. Bei Poulantzas schob sich zeitgemäss die Subjektivität mehr und mehr vor den Gehalt. Deren Revolten haben die Eigenheit, dauernde Organisation zu scheuen und sich bald zu verlaufen — ein altes Verlaufsschema im Leben radikaler Kulturspezialisten (Künstler und Intellektuelle), die gegen Autoritäten rebellieren oder gegen den “eisernen Käfig” M.Webers revoltieren. Nach der Ernüchterung stellt sich heutzutage die Alternative der Sozialdemokratisierung (Beratung der Staatsbürokratie) oder der (Re-)Akademisierung. Damit diese noch ein wenig Platz für radikale Illusionen samt Selbstdarstellung lässt, wird der gewöhnliche Protz- und Schwulststil des akademischen Karrierismus mit Politikreferenzen auf die “sich verschärfenden Widersprüche infolge der wachsenden -ungsprozesse” aufgemischt.